

Tobias Bulang (Heidelberg)

Minnereden im Roman

Text-Kontext-Spannungen im ‚Frauendienst‘
Ulrichs von Liechtenstein¹

1 Insetierte Minnereden und epischer Kontext

Texte in vierhebigen Reimpaarversen, welche weniger als 1000 Verse umfassen und deren Thema die innerweltliche Liebe zwischen den Geschlechtern ist, bilden den Hauptgegenstand des von Ludger Lieb und Jacob Klingner herausgegebenen ‚Handbuchs Minnereden‘. Die Herausgeber haben freilich davon abgesehen solche Texte aufzunehmen, wenn sie in den Zusammenhang eines Romans integriert sind. Der Ausschluss solcher Passagen wird von den Herausgebern konstatiert, nicht aber begründet. Apodiktisch wird in der Reihe der Gattungsmerkmale gesetzt: „Als ‚Minnereden‘ werden nur Texte bezeichnet, die selbständig – also nicht nur als Textabschnitt oder inseriertes Element innerhalb eines größeren epischen Textes – überliefert sind“.² Die selbstständige Überlieferung einzelner Reden in Sammlungskontexten erscheint im ‚Handbuch Minnereden‘ als exklusives Gattungsmerkmal. Damit scheiden einerseits Textpassagen wie Hartmanns Gespräch mit Frau Minne im ‚Iwein‘ oder die sogenannte Minnebußpredigt in Gottfrieds ‚Tristan‘ aus. Solche Passagen sind besonders dicht ins Syntagma der sie rahmenden Erzählungen verwoben und eine Isolierung der in Frage kommenden Verse wäre schon mit Blick auf die relevanten Textgrenzen schwer zu

1 Der Charakter des Vortrags wurde beibehalten, Einwände und Anregungen der Tagungsdiskussion eingearbeitet und die wichtigste Literatur ergänzt. Die aktuelle Forschungsdiskussion zu Ulrich von Liechtenstein ist aufgearbeitet bei LINDEN/YOUNG 2010.

2 KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 2, S. 4.

begründen. Andererseits aber werden nach der Definition im ‚Handbuch‘ auch inserierte Texte ausgeschlossen, d.h. Passagen, die deutlich als in sich abgeschlossene Blöcke in den Handlungsstrang eines Romans eingefügt wurden und mit ihm eine Beziehung eingehen, die sowohl intra- als auch intertextuelle Merkmale aufweist. Eine Isolierung der entsprechenden Verse scheint hier aufgrund deutlich markierter Textgrenzen problemlos möglich. Ich möchte im Folgenden am zweiten Büchlein des ‚Frauendienstes‘ von Ulrich von Liechtenstein zeigen, dass solcherart Text-Kontext-Beziehungen gekappt würden, die für die Sinnbildung des Textes wesentlich sind. Die Herausgeber des ‚Handbuchs‘ haben insofern gut daran getan, sich Probleme vom Leib zu halten, welche bereits für den Versuch einer Inhaltsparaphrase zu erwarten sind. Die Text-Kontext-Beziehungen solcher inserierter Minnereden jedoch machen ein Problem nur besonders sichtbar, welches auch die selbstständig überlieferten Minnereden betrifft: das ihrer pragmatischen Referenz, ihres Gebrauchs. Insofern kann man an inserierten Minnereden Fragestellungen entwickeln, die auch für eine künftige Minneredenforschung von Belang sein dürften. Meinen Analysen des zweiten Büchleins aus Ulrichs von Liechtenstein ‚Frauendienst‘ (3) stelle ich einige Überlegungen zur Episierung von Minnereden in Romanzusammenhängen voran (2), um zuletzt Hypothesen zur pragmatischen Funktion der Texte zu entwickeln (4).

2 Der epische Rahmen: Aktualisierung eines Textpotentials

Die Minnerede kann literaturgeschichtlich bis zu einem bestimmten Grad als Derivat aus Reflexions- und Präsentationsweisen des Minnesangs verstanden werden.³ Mit dem Minnesang teilt die Minnerede eine Uneindeutigkeit der textkonstitutiven Instanzen, welche wahrnehmbar wird, wenn man sich die betreffenden Texte im Vollzug von Aufführungen oder Lektüren vorstellt. Für den Minnesang ist aufgrund der Performanzdebatte diesbezüglich ein Problembewusstsein entwickelt worden, welches – wie ich zeigen möchte – für die Minnerede zumindest ein Stück weit nachzuholen ist. Im Minnesang bzw. in Minnereden artikuliert sich ein begehrendes und reflektierendes Ich, die Rede ist von einer Dame.

3 Vgl. ebd., S. 2.

Mitunter spielen auch Dritte eine Rolle, z. B. Minnefeinde oder aber auch allegorische Verkörperungen. Diese zu dem Ich hinzukommenden Instanzen können besprochen oder aber auch adressiert werden. Wenn diese Texte in Aufführungen oder Lektüren umgesetzt werden, vollzieht sich eine Verdoppelung dieser Instanzen: Ein Ich setzt sich zu dem Text-Ich in Beziehung im Modus der Identifikation oder der Rollendistanz. Eine solche Relationierung findet dort statt, wo ein Vortragender den Text präsentiert oder wo ein Lesender ihn auf sich bezieht. Und dieser Verdoppelung entspricht eine Verdoppelung auch weiterer Instanzen: Die Dame des Textes, meist Inbegriff aller Tugenden, kann auf eine reale Person bezogen werden, die in einer angenommenen konkreten Aufführung vor Publikum anwesend sein kann aber nicht muss. Fragen, die sich bei einer angenommenen Aufführung stellen, stellen sich auch für den Fall eines Vorlesens vor Publikum oder einer privaten Lektüre: Wie verhält sich das empirische, das lesende Ich zu seinem Textdoppel, wie die Dame des Textes zur Person auf die sie situativ oder imaginär referenzialisiert wird? Konspirieren die Minnefeinde mit dem Publikum? Selbständig überliefert und in Sammlungen vereint enthalten die Texte solche konkretisierenden Kontextualisierungen als Potential, das sich im Vollzug von Aufführung oder Lektüre entfaltet.⁴ Werden solche Texte allerdings in Romanhandlungen inseriert, dann werden diese Kontextualisierungsoptionen episch realisiert. Die Doppelgänger der textinternen Instanzen treten ihnen in den literarischen Inszenierungen zur Seite, wodurch sich komplexe Spiele der Bezugnahme zwischen Text und Kontext entfalten können.

Ulrichs von Liechtenstein ‚Frauendienst‘ ist in der Forschung als Roman betrachtet worden, der um das lyrische Werk des Autors – welches auch in der Korpusüberlieferung des Codex Manesse ohne narrativen Rahmen überliefert ist⁵ – angelegt worden sei.⁶ Aber auch darüber hinaus ist Ulrichs ‚Frauendienst‘ als *compositum mixtum* aufzufassen, da nicht

4 Vgl. TERVOOREN 1996 sowie die weiteren Beiträge zum Thema in dem Band MÜLLER 1996, S. 3–137.

5 Cod. Pal. Germ. 848, Bl. 237r–247r. Vgl. die Ausführungen hierzu bei Wolf 2012, S. 497–503. Eine Gesamtinterpretation von Ulrichs lyrischem Werk findet sich zuletzt bei Braun 2010.

6 Vgl. PETERS 1971; MCFARLAND 1972; GLIER 1977, S. 303 („Roman zum eigenen literarischen Werk“).

nur Lieder sondern auch drei so genannte Büchel sowie ein Prosabrief in die Handlung eingelassen sind.⁷ Ob es sich bei Ulrichs von Liechtenstein ‚Büchlein‘ aber auch beim sogenannten selbständig überlieferten ‚Frauenbuch‘ um Minnereden handelt, ist in der Forschung umstritten.⁸ Dennoch denke ich, dass die an diesem Text zu beobachtenden Probleme der Beziehung von Inserat und epischem Kontext verallgemeinerbar sind. Ich wende meine Aufmerksamkeit nun dem zweiten Büchlein zu und möchte in einem ersten Schritt den Inhalt unabhängig vom epischen Kontext vorstellen, sozusagen also den Eintrag im Repertorium bieten, der dort stehen könnte, hätten die Herausgeber den vorliegenden Fall nicht ausgeschlossen. In einem zweiten Schritt möchte ich zeigen, wie sich dieser vorläufige Text ändert, wenn man die Inszenierung seines Kontextes im Roman berücksichtigt.

3 Ulrichs zweites Büchlein im Kontext: Medienwitz, Adressierungsspiele und performative Psychotechnik

Der im Roman mit *Daz ist ein büechlîn, daz ander* überschriebene Text ist 393 Verse lang und enthält den Dialog eines Minnenden mit Frau Minne.⁹ Der Liebenden klagt die Minne an, sie ignoriere ihn und unterlasse *rat und helfe*, berücke ihn aber gleichzeitig mit Herzeleid. Damit mache sie ihrem Namen keine Ehre, denn der Minnende war ihr immer dienstbar, sie ließ ihm keinen Lohn zukommen und habe es an Beständigkeit fehlen lassen (V. 1–27). Nach solchen abstrakten Vorwürfen wird es konkreter: Der Liebende hat zu einem früheren Zeitpunkt einen Boten an den Hof

7 Deshalb ist die Forschung zum Text durchgehend von einer Gattungsdiskussion geprägt, welche bei EGIDI 2013, S. 254f., Anm. 5 zusammengefasst wird. Dass Lyrik und Epik verschiedene Modi der Distanz implizieren, die bei Ulrich in Konkurrenz zueinander treten, zeigt BLEUMER 2013, S. 184–192.

8 Das ‚Frauenbuch‘ Ulrichs von Liechtenstein ist im ‚Handbuch Minnereden‘ verzeichnet (B402a). Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden‘: KLINGNER/LIEB 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden‘ erstmals verzeichnet wurden. Vgl. KLINGNER/LIEB 2012, S. 646–650. Die Gattungsdiskussion zu den Büchlein im ‚Frauendienst‘ und zum ‚Frauenbuch‘ fasst PHILIPOWSKI 2010 zusammen.

9 BECHSTEIN 1888, S. 159–172.

seiner Herrin gesandt und die Frau Minne um Geleit und Unterstützung gebeten. Unterwegs habe sie aber den Boten verlassen. Deshalb sei dieser gescheitert: Er sei verachtet und verspottet worden und seit seiner Rückkehr nicht einmal in der Lage über das Geschehene zu berichten – nur seinen Gebärden sehe man den erlittenen Schmerz an und seinem festen Beharren darauf, unter keinen Umständen jemals wieder an den Hof der Dame zurückzukehren (V. 28–75). Der Bote habe freilich eine Nachricht der Dame zurückgebracht, die den Liebenden verstört. Der Liebende bezweifelt die Dienstzurückweisung, eine vollkommene Dame würde dergleichen nicht äußern. Auch die Minne dürfe ihm nicht raten, vom Dienst abzulassen, denn dann würde er ihr nicht mehr folgen. Der Liebende sei nahe daran gewesen, den Boten für diese Botschaft zu verbrennen, nur der Tatbestand, dass dieser von der Hand der Dame berührt worden sei, habe ihn zur Schonung veranlasst. Das sei der Dame zu Ehren geschehen. Sie kann von ihm verlangen, was sie wolle – leider nur verlange sie seine Treue und seinen Dienst eben nicht. Die Dame Minne wird in dieser aussichtslosen Situation der scheiternden Botenkommunikation und der Dienstverweigerung durch die Dame erneut um Rat gefragt (V. 75–136). Die Minne rät, im ritterlichen Dienst beständig fortzufahren, um die Auserwählte so zu gewinnen. Die Angelegenheit mit dem Boten jedoch solle man nicht zu sehr beklagen, wegen eines Feiglings solle man sich nicht bekümmern. Es gibt mindestens 30 solcher Boten im Land, jeden von ihnen könne man ohne Sorge durch tausend Länder senden. Er solle einen Boten senden, der niemals gelogen habe und niemals lügen werde; und dieser solle die Botschaft ohne Schmeichelei und Lüge überbringen, ohne Betrug an der Geliebten mit Worten (V. 137–211). Empört fällt das Ich der Minne ins Wort: Von Betrügen könne keine Rede sein, er sei in seinem Begehren und Sehnen absolut authentisch, nach dem Trost der Dame verlange ihn so wie verwaiste Kinder nach Trost weinen. Würde die Dame das Ausmaß seiner Trostlosigkeit erfassen, hätte sie ihn bereits erhört. Es folgen weitere Authentizitätsbeteuerungen den beständigen Dienst betreffend und die Ankündigung, er werde seiner Dame jetzt einen Finger aus seiner Hand senden, der im Dienst an ihr gestorben sei. Der Finger, der ihr immer treu gedient habe, soll ein Wahrzeichen der Treue sein. Daraufhin bittet er die Minne, sein Bote zu sein, und ihm das Herz der Dame zu öffnen, damit er sich zu den darin wohnenden Tugenden

gesellen kann. – In ihrer Replik sagt die Minne diesen Botendienst zu, verbunden mit der hyperbolischen Behauptung, die Tugenden im Herzen der Dame seien unzählbar (V. 341–375). – Euphorisch dankt der Liebende der Dame Minne und verspricht beständigen ritterlichen Dienst an Frau Minne. Oft soll man ihn rostfarben im Turnier sehen. Er sei geboren, um Frau Minne zu dienen (V. 376–393).

Nimmt man für einen Moment selbständige Überlieferung des Textes an,¹⁰ fände man eine Reihe bekannter stereotyper Elemente (Gerichtsrede mit Frau Minne, Wohnen im Herzen, Dienstbeteuerung, Frauenpreis), doch einige Dinge müssten als unkonventionell und auch ein wenig rätselhaft gelten: Eine Vernichtungsfantasie, die dem Boten gilt, findet man selten. Und wie ist es zu verstehen, dass der Mann seiner Dame einen Finger schicken möchte, welcher im Dienst an ihr gestorben sei?

Sowohl die stereotypen Elemente als auch die zunächst überraschenden erhalten durch den epischen Kontext zusätzliche Sinndimensionen.¹¹ Eine Konkretisierung erlangt der inserierte Text dadurch, dass er als Inhalt eines kleinen Buchs im Text inszeniert wird, welches der Dame durch einen Boten zugebracht wird. Es ist mit zwei handförmigen Buchschließen ausgestattet, deren eine in der Tat einen Finger des Ritters Ulrich von Liechtenstein enthält,¹² den dieser sich zunächst in einem Turnier verletzt und in der Annahme, der Finger sei verloren, als Opfer im Liebesdienst seiner Frau deklariert hatte. Davon hatte die Dame gehört, ebenso aber erfahren, dass der Finger nach dieser vollmundigen Verkündigung durch einen geschickten Arzt doch geheilt werden konnte. Deshalb hatte die Dame daraufhin Ulrich der Lüge bezichtigt. Um diesen Vorwurf aus der Welt zu schaffen, lässt sich Ulrich den Finger schließlich abhacken.¹³ Als

10 Dass dies prinzipiell möglich ist, legt Jürgen Wolfs Formulierung von der denkbaren „Realexistenz solcher kleiner Minnebüchlein“ nahe, sowie sein Fazit, dass ‚Frauendienst‘ und ‚Frauenbuch‘ „durchaus als Spiegel der Schriftwirklichkeit im 3. Viertel des 13. Jahrhunderts“ gelten dürfen; WOLF 2012, S. 513–514.

11 Als narrative Konkretisierung von Minnesangtopoi ist Ulrichs Roman eindrücklich gewürdigt worden bei PETERS 1971; vgl. auch HÜBNER 2008, S. 84–99.

12 Wie man sich dies technisch genau vorstellen soll, ist nicht ganz deutlich; vgl. dazu die handfesten Überlegungen bei BECHSTEIN 1888, S. 157f., Anm. zu 445,1f.

13 Vgl. BECHSTEIN 1888, S. 121–127, 155–159; vgl. auch das Kapitel „Büchleinbote und Fingeramputation. Fingierte und konkrete Körperlichkeit“ bei LINDEN 2004, S. 70–74 (mit weiterer Literatur).

profane Reliquie soll der Finger nun die Wahrheit seiner Rede sowie die Authentizität seines Dienstes beglaubigen. Auch die seltsam misslungene Botenkommunikation und die Aggressionsfantasie Ulrichs wird durch den Kontext deutlich: Der Bote nämlich war das erste Büchlein, welches Ulrich seiner Dame schickte und in diesem Büchlein erfolgt ebenfalls ein Dialog, nämlich jener zwischen Ulrich und dem Buch selbst, welches als Bote personifiziert wird. Während der Bote, also das Buch befürchtete, am Hofe der Frau verlacht zu werden und vielleicht sogar verbrannt, imaginierte Ulrich verzückt die Hände der Dame am Buch als persönliche Berührung. Das erste Büchlein erzeugt Komik und Rabulistik durch ein metaphorisches Ineinanderspielen schriftlicher und mündlicher Kommunikationsweisen.¹⁴ Die Dame hatte eine eindeutige Zurückweisung des Dienstes in das Buch notiert. Und dies ist die Botschaft, die Ulrich fast veranlasst habe, seinen stummen Boten, das Buch, zu verbrennen. Nur weil die Dame das Buch berührt habe, wird es dem Liebenden zum Fetischobjekt, weshalb er es verschont. Dass dieses Buch im zweiten Büchlein nicht mehr sprechen kann und nur durch Gebärden kundgibt, nicht mehr an den Hof der Dame zurückkehren zu wollen, stellt vor dem Hintergrund des Kontextes eine doppelte Katachrese dar. Kulturgeschichtlich betrachtet trägt ein solches Changieren zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit der semi-oralen Kultur des Mittelalters Rechnung. In der konkreten Umsetzung handelt es sich um ein literarisches Vexierspiel mit komischen Effekten, um einen Medienwitz also, der im ersten *büechel* entfaltet und im zweiten zitiert wird.

Aber auch weitere Modifizierungen sind zu verzeichnen. Zunächst bekommen sowohl das werbende Ich als auch die zurückweisende Dame durch den epischen Kontext eine Geschichte, auf welche die Textinstanzen des Büchleins bezogen werden können. Dabei aber bleibt es nicht: Im Buch, das sich an eine Dame richtet, wird das Personalpronomen ‚Du‘, mit welchem Ulrich Frau Minne anspricht, in den Sog einer spannungsreichen Doppeladressierung gezogen:

*Owê Minne, wâ ist dîn rât?
wie rehte nâhen ez mir gât,*

14 Vgl. zum ersten Büchlein KELLERMANN/YOUNG 2003; SCHMID 2009; EGIDI 2013, S. 255–265.

*daz du mir sô lange vrist
vremde und alsô verre bist
mit trœstlîcher lêre
und doch mit herzen sêre
mir alsô rehte nâhen list
und mir niht wan kumber gîst.¹⁵*

Natürlich, von der Minne wird Lehre, Rat und Unterweisung in auswegloser Situation verlangt. Der Vorwurf an die Minne, sie schände ihren Namen, da sie dem Liebenden ihre lieblose Seite zuwende, etabliert ein Vexierbild, indem die Minne für die Dame einsteht. Dies wird besonders manifest, wenn das Ich der Minne schließlich vorwirft, sie entziehe ihm trotz beständigem Dienst den Lohn, sie bevorzuge andere Männer, würde gar einen Heiden besser behandeln als ihn, den treuen Diener. Hier werden Minne und Dame ununterscheidbar. Einer selbständig überlieferten Minnerede könnte man eine potentielle Vielfachadressierbarkeit nur hypothetisch zuschreiben. Durch Ulrichs performative und mediale Inszenierung wird dies beobachtbar. Das Vexieren der Adressierung erlaubt es, an die Adresse der Dame Bezichtigungen auszusprechen und diese gleichzeitig zu annullieren, indem sie als Soliloquium des Sängers vorgeführt werden, das sich in einem Gespräch mit der Allegorie der Minne entfaltet. Es begegnet in diesem Text aber auch die alternative Option: Von der Dame ausgehende Kontingenzerfahrungen können umgebucht werden auf die Frau Minne. Auch durch Bezichtigung des Boten ist eine Aggressionsabfuhr des wütenden Ichs möglich,¹⁶ wodurch die Dame entlastet wird. Sie hatte mit deutlichen Worten Ulrichs Dienst zurückgewiesen.¹⁷ Diese Kontingenzerfahrung wird umgebucht auf den Rat der Minne, vom Dienst abzulassen:

*wie sold ich armer denne leben?
wolt ir mir solhen rât geben,
herzen meisterinne?*

15 BECHSTEIN 1888, S. 159 (V. 1–8).

16 Diese Technik begegnet bereits im ersten Büchlein, vgl. dazu LINDEN 2004, S. 71.

17 Der Eintrag der Dame ins Büchlein lautete wie folgt: *Ez sprichet manic man, | des in sîn herze niht gelêren kan, | wan als er von fremdem dinge | gert ze gewinnen sinne. | swer muotet, des er niht ensol, | der hât im selb versaget wol. | swer muotet, des er niht ensol | der hât im selb versaget wol.* BECHSTEIN 1888, S. 68f.

*ich mein iuch, vrow Minne.
 des getrûwe ich iwern gnâden niht,
 daz ir der werden zuoversiht,
 die ich gein mîner vrowen hân
 mich immer heizet abegestân.
 wan des volg ich iwerre lêre
 noch iwerm râte niht mêre
 danne einem sêre tobenden man,
 der rât und sinne nie gewan [...].¹⁸*

Der Vers *ich meine iuch vrow minne* spielt in der scheinbaren Vereindeutigung des Adressatenbezugs ironisch mit der Doppeladressierung. In der aggressiven Zurückweisung des Rates, von der Liebe zu lassen, wird die Dienstzurückweisung der Dame auf die Minnedidaxe umgebucht, zugleich bleibt der Vorwurf an die Dame wahrnehmbar. Ohne die narrative und mediale Inszenierung und Kontextualisierung wäre zwar auch die Entlastung der Dame und die Unruhe, die vom Minneparadox ausgeht, lesbar, nicht jedoch die Möglichkeit einer indirekten Adressierung der Dame.

Zu den Ambivalenzen der Medialität und der Adressierung kommt weiterhin jene der psychotechnischen Inszenierung hinzu. Ulrichs Minnerede führt, betrachtet man sie als in sich geschlossenen Text, einen affektpsychologischen Prozess aus, welcher von der Dysphorie des Liebenden (Bezeichnung der Minne, Klage, Aggressionsschübe) zur Euphorie reicht (Zuversicht, Hoffnung, unbedingte Dienstbegeisterung). Der Text erscheint so als eine Form der Psychotechnik: Mittels eines effizienten Selbstgesprächs werden durch ein Subjekt Kontingenzerfahrungen positiviert, unabhängig von den äußerlichen Rahmenbedingungen, die nach wie vor für eine Dienstannahme seitens der Dame ungünstig sind. Das Paradox dieser Psychotechnik besteht darin, dass sich der Mann gegen die Kontingenzerfahrung, welche die Dame für ihn darstellt, durch Insistieren auf der *vreude* immunisiert und zugleich für den Bestand dieser Freude von der Dame abhängig bleibt. Dieses Immunisierungsmodell wird am Beispiel der Minne entwickelt und im ‚Frauendienst‘ als Weise der Kontingenzbewältigung im Bereich von Politik und

18 BECHSTEIN 1888, S. 162f. (V. 94–105).

Geschichte anempfohlen. Der ‚Frauendienst‘ entfaltet solcherart eine Ich-Performanz als Lehrstück darüber, wie man sich gegen die von der Dame ausgehenden Kontingenzerfahrungen vollständig unabhängig macht und stabile höfische Freude aus Minnesang gewinnt. Dies wird auch als Modell für den Umgang mit Kontingenzen der Politik und Geschichte empfohlen und bewährt sich im Text in Ulrichs Wahrung der *vreude* auch unter den Bedingungen des Interregnums, ja der Gefangenschaft. Klaus Grubmüller hat unter dem eingängigen Titel ‚Minne als Geschichtserfahrung‘ auf diese Parallele in Ulrichs ‚Frauendienst‘ aufmerksam gemacht. Vorgeführt wird ein Zustand gehobener Beratungsresistenz und der psychotechnische Weg dahin.¹⁹ Auch hierbei kommen durch die Medialisierung und die Inszenierung der Kommunikationspragmatik neue Dimensionen hinzu. Diese Psychotechnik wird nämlich nicht nur uns als Lesern, sondern eben auch der adressierten Minnedame vorgeführt. Sie entfaltet sich somit als Performance mit persuasiver Funktion: Die Positivierung von Kontingenzerfahrungen vollzieht sich vor den lesenden Augen der Dame, sie steht so ein für die unbeirrbar Beständigkeit Ulrichs im Dienst und bezeugt damit die größtmögliche Authentizität seiner Bekenntnisse. In ihrer inszenierten Adressatenbezogenheit erscheint die Psychotechnik weniger als Ausweis der Virtuosität des Verfassers für ein Publikum als vielmehr als Werbungsstrategie, welche auf die Gunstgewährung zielt und mithin als virtuoser Manipulationsversuch.

Ich versuche meine Beobachtungen zu Ulrich zusammenzufassen. Wir haben es mit einer inserierten Minnerede zu tun, die in den Erzählfluss eines Romans eingelassen, aber zugleich deutlich als distinktes Geschehen markiert ist: durch Tempuswechsel (vom epischen Präteritum in eine Gegenwart der Reflexion), durch paratextuelle Marker (Überschrift) durch die inszenierte Medialität (es handelt sich um ein Buch, also um ein Objekt, welches in der Erzählung zirkuliert). Dies macht den Roman für diese Minnerede zugleich zum Intratext und zum Intertext, ein Tatbestand, dem Ulrich nicht unbedeutend Komik abgewinnen kann. Dadurch aber ergibt sich eine durchgehende Mehrfachadressierung der Rede, eine gesteigerte Proliferation medialer Selbstbezüglichkeit und eine zusätzliche performative Dimension des Textes selbst. Und all diese

19 Vgl. Grubmüller 1985.

Aspekte verändern den Text inhaltlich, sie bleiben seiner Semantik nicht äußerlich. Eine Aufnahme des Textes in das Repertorium der Minnereden stünde deshalb vor einem gewichtigen Darstellungsproblem. Stereotype Elemente des Minnediskurses offenbaren sich durch die Rahmung und Kontextualisierung als Material für ein sehr anspruchsvolles und originelles Spiel mit dem Minnediskurs und seinen Textsorten.

4 Konventionalität der Liebessprache und Exklusivität des Begehrens

Man kann den ‚Frauendienst‘ als Experiment mit der Stereotypie des höfischen Minnediskurses betrachten, als Reihe glänzender Etüden, welche im Entwurf von narrativen Kontexten der Konvention überraschende Vieldeutigkeit abgewinnen.²⁰ Mit Blick auf die selbstständig überlieferten Minnereden, die ja oftmals durch die Stereotypie ihrer Elemente auffallen, stellt sich die Frage nach ihrem Gebrauch und ihrer Funktion. Als Bestandteil eines auch praktisch relevanten Minnediskurses hat ihre Stereotypie und Konventionalität Modellcharakter. Die individuelle Imitation der Modelle bietet über weite Strecken empirischen Begehrensmanagements sicherlich Entlastungen für Kontingenzsituationen. Man sollte aber nicht ausschließen, dass diese konventionellen Elemente überaus ungewöhnliche Umsetzungen, Adressierungen und Ironisierungen erfahren konnten. Bei der Benutzung einer etablierten Sprache der Liebe ist das Individuum auf beides angewiesen: Konventionalität und Verlässlichkeit im Allgemeinen sowie Flexibilität und Originalität in der konkreten Situation. Niklas Luhmann hat in der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit gegenüber zarten Gemütern Liebe als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium bezeichnet:

In diesem Sinne ist das Medium Liebe selbst kein Gefühl, sondern ein Kommunikationscode, nach dessen Regeln man Gefühle ausdrücken, bilden, simulieren, anderen unterstellen, leugnen und sich mit all dem auf die Konse-

20 Inwiefern diese Inszenierungen als Auskünfte über reale Aufführungspraktiken belastbar sind, wurde immer wieder diskutiert; vgl. z. B. SCHILLING 1996.

quenzen einstellen kann, die es hat, wenn entsprechende Kommunikation realisiert wird.²¹

Die Sprache der Liebe ist so betrachtet nicht Ausdruck des Individuums, sondern seine Partizipation am Code. Liebe als der individuell einzuübende Code ist die Voraussetzung für erfolgreiche Kommunikation und Balz. Bereits im Minnesang um 1200 jedoch wird immer wieder die Insuffizienz des Codes problematisiert.²² Bei Heinrich von Morungen heißt es, dass auch ein Sittich oder Papagei *Minne* sagen könnte, wenn sie das Wort nur oft genug gehört hätten.²³ Den Beteuerungen der Ergebenheit des Liebenden steht im Minnesang oft die Behauptung der Dame gegenüber, dass es sich dabei um Lügen handle. Solche Vorwürfe werden vom Sänger mit immer neuen Betonungen der Authentizität repliziert. Das Paradox, einen konventionalisierten Code zum Zwecke des Ausdrucks exklusiven Begehrens nutzen zu müssen, stellt nicht erst ein Problem moderner Individuen dar. Diesem Paradox kann man nur entgehen, indem man Wege findet, den Code im Zuge seiner Benutzung gleichzeitig zu unterlaufen.²⁴ Und dies ist in ganz besonderem Maße Movens literarischer Innovationen, welche die inhärenten Möglichkeiten einer konventionalisierten Sprache der Liebe entfalten.²⁵ Episodierte Minnereden bieten vielleicht zu erwägende Modellvorschläge für Auswege aus diesem Paradox.

21 LUHMANN 1994, S. 23.

22 Strohschneider spricht vom Ausdrucksdilemma des Sängers, der einerseits im Modus der Als-ob-Referenz Minnesang als Minnewerbung vor Publikum betreibt, andererseits das aktuelle Lied für sich als Affektausdruck reklamiert, vgl. STROHSCHNEIDER 1996, S. 17. Zu Ulrichs Ausdrucksdilemma und zum Lügenvorwurf der Dame vgl. LINDEN 2004, S. 56–65.

23 Vgl. PFEIFFER 1999.

24 Ein Beispiel für das vorbildliche Gelingen dieses Doppelspiels aus der Filmgeschichte sei angeführt: In Mark Hermans Film *Brassed off* (1996) stehen sich Gloria (Terra Fitzgerald) und Andy (Ewan McGregor) nach einem gemeinsam verbrachten Abend im Quartier vor Glorias Haustür gegenüber. Gloria fragt: „Do you want to come up for coffee“ – Andy: „I don't drink coffee.“ – Gloria: „I haven't got any.“

25 „Das Dilemma zwingt den Sprechenden, ständig nach neuen Varianten des Ausdrucks zu suchen, da die alten sich mit der Zeit abnutzen und zu Floskeln erstarren, was sie für das spezielle Kommunikationsziel unbrauchbar macht“ LINDEN 2004, S. 57. Vgl. dazu auch mit Blick auf Ulrichs Variation des Topos vom Wohnen im Herzen BULANG 2007; zu Ulrichs Variationskunst in seiner Lyrik BRAUN 2010.

5 Literaturverzeichnis

BECHSTEIN 1888: Ulrich's von Liechtenstein Frauendienst. Hg. von Reinhold Bechstein. 2 Bde. (Deutsche Dichtungen des Mittelalters 6–7) Leipzig 1888.

BLEUMER 2013: Hartmut Bleumer, Minnesang als Lyrik? Desiderate der Unmittelbarkeit bei Heinrich von Morungen, Ulrich von Liechtenstein und Johannes Hadlaub. In: *Wolfram-Studien XXI* (2013), S. 165–201.

BRAUN 2010: Manuel Braun, Typus und Variation im Minnesang des 13. Jahrhunderts. In: *LINDEN/YOUNG 2010*, S. 398–441.

BULANG 2007: Tobias Bulang, Zur Exponierung von Imagination in Ulrichs von Liechtenstein ‚Frauendienst‘. In: *Imagination und Deixis. Studien zur Wahrnehmung im Mittelalter*. Hg. von Kathryn Starkey und Horst Wenzel. Stuttgart 2007, S. 65–84.

EGIDI 2013: Margreth Egidi, Pluralisierung des Ich bei Burkhard von Hohenfels und Ulrich von Lichtenstein. In: *Wolfram-Studien XXI* (2013), S. 251–265.

GLIER 1971: Ingeborg Glier, *Artes amandi*. Untersuchung zur Geschichte, Überlieferung und Typologie deutscher Minnereden. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters) München 1971.

GLIER 1977: Ingeborg Glier, Diener zweier Herrinnen. Zu Ulrichs von Liechtenstein ‚Frauendienst‘. In: *The Epic in Medieval Society. Aesthetic and Moral Values*. Hg. von Harald Scholler. Tübingen 1977, S. 290–306.

GRUBMÜLLER 1985: Klaus Grubmüller, Minne und Geschichtserfahrung. Zum ‚Frauendienst‘ Ulrichs von Liechtenstein. In: *Geschichtsbewußtsein in der deutschen Literatur des Mittelalters*. Tübinger Colloquium 1983. Hg. von Christoph Gerhard, Nigel F. Palmer und Burghart Wachinger. Tübingen 1985, S. 37–51.

HÄNDL 1987: Claudia Händl, Rollen und pragmatische Einbindung. Analysen zur Wandlung des Minnesangs nach Walther von der Vogelweide. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 467) Göppingen 1987.

HÜBNER 1996: Gert Hübner, Frauenpreis. Studien zur Funktion der laudativen Rede in der mittelhochdeutschen Minnekanzone. 2 Bde. (Saecula spiritalia 34/35) Baden-Baden 1996.

HÜBNER 2008: Gert Hübner, Minnesang im 13. Jahrhundert. Eine Einführung. Tübingen 2008.

KELLERMANN 2010: Karina Kellermann, Ulrichs von Liechtenstein *Frauentdienst* als mediales Labor. In: LINDEN/YOUNG 2010, S. 207–260.

KELLERMANN/YOUNG 2003: Karina Kellermann/Christopher Young, You've Got Mail! Briefe, Büchlein, Boten im ‚Frauentdienst‘ Ulrichs von Liechtenstein. In: Eine Epoche im Umbruch. Volkssprachliche Literalität 1200–1300. Cambridger Symposium 2001. Hg. von Christa Bertelsmeier-Kierst und Christopher Young unter Mitarbeit von Bettina Bildhauer. Tübingen 2003, S. 317–344.

KIENING 2003: Christian Kiening, Körperteile und Autorinszenierungen. In: Christian Kiening, Texte zwischen Körper und Schrift. Texte vor dem Zeitalter der Literatur. Frankfurt a. M. 2003, S. 199–222.

KLINGNER/LIEB 2013: Jacob Klingner/Ludger Lieb, Handbuch Minnreden. Mit Beiträgen von Iulia-Emilia Dorobanțu, Stefan Matter, Martin Muschick, Melitta Rheinheimer und Clara Strijbosch. 2 Bde. Berlin – Boston 2013.

LINDEN/YOUNG 2010: Ulrich von Liechtenstein. Leben – Zeit – Werk – Forschung. Hg. von Sandra Linden und Christopher Young. Berlin – New York 2010.

LINDEN 2004: Sandra Linden, Kundschafter der Kommunikation. Modelle höfischer Kommunikation im ‚Frauentdienst‘ Ulrichs von Liechtenstein. (Bibliotheca Germanica 49) Tübingen – Basel 2004.

LUHMANN 1994: Niklas Luhmann, *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt a. M. 1994.

McFARLAND 1972: Timothy McFarland, *Ulrich von Liechtenstein and the Autobiographical Narrative Form*. In: *Probleme mittelhochdeutscher Erzählformen. Marbacher Colloquium 1969*. Hg. von Peter F. Ganz und Werner Schröder. (Publications of the Institute of Germanic Studies 13) Berlin 1972, S. 178–196.

MÜLLER 1984: Jan-Dirk Müller, *Lachen – Spiel – Fiktion. Zum Verhältnis von literarischem Diskurs und historischer Realität im ‚Frauendienst‘ Ulrichs von Liechtenstein*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift* 58 (1984), S. 38–73.

MÜLLER 1996: ‚Aufführung‘ und ‚Schrift‘ in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hg. von Jan-Dirk Müller. (Germanistische Symposien. Berichtsbände 17) Stuttgart – Weimar 1996.

PETERS 1971: Ursula Peters, *Frauendienst. Untersuchung zu Ulrich von Liechtenstein und zum Wirklichkeitsgehalt der Minnedichtung*. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 46) Göppingen 1971.

PFEIFFER 1999: Jens Pfeiffer, *Die Gewalt der Sprache und die Ohnmacht der Poesie. Zu Heinrichs von Morungen *Ich bin iemer der ander, nicht der eine* (MF 131,25)*. In: *Mittelalterliche Lyrik. Probleme der Poetik*. Hg. von Thomas Cramer und Ingrid Kasten. (Philologische Studien und Quellen 154) Berlin 1999, S. 122–138.

PHILIPOWSKI 2010: Katharina Philipowski, *Erzähler und Erzählform in Ulrichs von Liechtenstein *Frauenbuch* oder: Ist das *Frauenbuch* eine Minnerede?* In: LINDEN/YOUNG 2010, S. 442–463.

RUBEN 1969: Jürgen Ruben, *Zur gemischten Form im ‚Frauendienst‘ Ulrichs von Liechtenstein. Untersuchung über das Verhältnis der Lieder, Büchlein und Briefe zum erzählenden Text*. Diss. (masch) Hamburg 1969.

SCHILLING 1996: Michael Schilling, Minnesang als Gesellschaftskunst und Privatvergnügen. Gebrauchsformen und Funktionen der Lieder im ‚Frauendienst‘ Ulrichs von Liechtenstein. In: Wechselspiele. Kommunikationsformen und Gattungsinterferenzen mittelhochdeutscher Lyrik. Hg. von Michael Schilling und Peter Strohschneider. (Germanisch-Romanische Monatsschrift. Beiheft 13) Heidelberg 1996, S. 103–121.

SCHMID 2009: Elisabeth Schmid, Mund und Schrift, Leib und Buch. Selbstbezug als Kunstübung im ersten Büchlein des ‚Frauendienst‘ Ulrichs von Liechtenstein. In: Der Tod der Nachtigall. Hg. von Martin Baisch und Beatrice Trinca. (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 6) Göttingen 2009, S. 105–121.

STROHSCHNEIDER 1996: Peter Strohschneider, „nu sehent, wie der singet!“ Vom Hervortreten des Sängers im Minnesang. In: MÜLLER 1996, S. 7–30.

TERVOOREN 1996: Helmut Tervooren, Die ‚Aufführung‘ als Interpretament mittelhochdeutscher Lyrik. In: MÜLLER 1996, S. 48–66.

WOLF 2010: Jürgen Wolf, Ulrich von Liechtenstein im Buch. In: LINDEN/YOUNG 2010, S. 487–514.